

# IM NOTSTAND ZUHAUSE

Judith Schifferle

Kürzlich habe ich vom Weltuntergang geträumt. Wenige Meilen vor der Küste Estlands wurde unser Schiff durch einen sich aus dem Meer aufbäumenden Felsrücken gestoppt. Ich wunderte mich, wie schnell das grosse Gefährt noch bremsen konnte. Es gelang uns umzukehren, während sich der Fels mit kolossaler Wucht aus der Tiefe wand. Unser Schiff nahm Kurs zurück auf offene See. Dabei herrschte auf Deck erstaunliche Ruhe, als wäre nichts geschehen. Es gab keine Lautsprecherdurchsagen, keine Stimmen. Ich hörte mich selber sprechen, als wäre das Denken aus Angst laut geworden. Uns allen war klar, dass wir von einer Woge unbeschreiblichen Ausmasses eingeholt würden. Es war nur eine Frage der Zeit, wann, und ich bat jemanden (wen?), es möge schnell gehen.

Als ich aufwachte, wurde mir klar, dass ich die *Zeitenwende* erlebt hatte. Bis anhin negierte ich, dass die aktuelle Pandemie eine umfassende Wende mit sich bringe und aufgrund der differenteren nationalen Massnahmen wieder ein neues Grenzregime innerhalb Europas zementiere, wie es die von mir ansonsten überaus verehrte Nobelpreisträgerin Olga Tokarczuk in der Presse moniert. Wenn ich ehrlich bin, befürchte ich aber noch immer, dass nach der Pandemie alle wieder genauso oft ins Flugzeug steigen und rollentreu ihren Terminen hinterherhetzen, anstatt Pausen zu ritualisieren, um ab und zu aus freien Stücken Freunde zum Klönen im Garten aufzusuchen.

Falls sich nach der Krise aber weder eine Zeitenwende noch ein Zurück zum Alten ergibt, sondern ein Mittelweg, wie ihn Donata Schoeller in *Das Magazin* (No16, 2020) beschreibt, soll es doch bitte auch ein Weg durch unsere wiedergewonnene Mitte sein! Ich glaube fast, wir könnten unter Corona ein Rezept dafür finden...

Wir müssen dazu allem voran die Vorzüge des Notstandes als Normalität erproben. Ich denke an die Entschleunigung des Alltags und an die Gunst der Langsamkeit, die sich uns jetzt an unterschiedlichen Stellen stolz in Erinnerung zurückruft. Dass sich die Erinnerung übrigens «zurückruft», macht für einmal nicht nur die Gedanken an die Zukunft, sondern auch die an die Vergangenheit neu «virulent». Erinnerung mag überhaupt unser Notstand sein. Im Er-Innern also, das wir auch unser Zuhause nennen können, spielen sich nämlich mehr Gefahren ab, als wir bisher gehahnt haben. Zuhause zu bleiben, im Innern seiner Selbst zu sein, sich ständig erinnern zu müssen, an etwas, das nicht ist, kann nerven, langweilen und zur Vereinsamung führen. Jede Form einer *Er-Innerung* ist aber eine Konfrontation, die herausfordert und nach Erlösung lechzt. Letztere wiederum benötigt Kraft und Zeit, setzt auf Geduld und Nachsicht.

Ich behaupte, dass wir schon aus der einfachen Erinnerung etwas zurückgewinnen können, das wir aus unserer Kindheit kennen und längst verloren haben: Wir haben quasi die Übung verloren, unser Zuhause als kraftspendende Geborgenheit vorzufinden und zugleich die grösstmögliche Freiheit darin spielerisch auszukosten.

Der private Rückzug ist seit dem Notstand zwar legitimiert, en vogue, sogar zur Doktrin geworden. Rund um die Welt posten Followers in den sozialen Netzwerken ihre Sicht «aus dem eigenen Fenster»; Autorinnen und Autoren schreiben öffentlich Tagebücher, auch wenn sie wenig zu erzählen haben. Das Zuhausebleiben ist zur öffentlichen Performance geworden. Wie leicht geht dabei vergessen, dass Abertausende kein Zuhause (mehr) haben. Hierzulande hat uns die Arbeitswelt bis vor Kurzem noch zu freiwilligen Fluchttieren gemacht. Wir fragen uns vielleicht, was

wir in der eigenen Wohnung überhaupt Sinnstiftendes anstellen können ausser Kästen auszuräumen und Versäumtes nachzuholen. Unsere Gegenwart ist auf die Zukunft gerichtet. Unsicherheit ist psychologisch nur schwer erträglich. Aber wäre es nicht ein Versuch wert, Innerlichkeit, Entschleunigung, ja sogar die Verhinderung! (z.B. Reisen) als Normzustand durchzuspielen? Möglicherweise beginnen wir dann plötzlich, Dinge und Menschen neu wahrzunehmen, allein durch das Licht, das jetzt im Laufe des Tages unterschiedlich auf die Gegenstände fällt. Vielleicht lernen wir erneut zu beobachten wie ein Kind, üben das Warten wie einst und werden überrascht von Einfällen, die wir nie zu denken gewagt hätten. Lassen sich starke Augenblicke aber aus der (Un-)Tiefe unseres Daseins auch für später schöpfen?

Seit dem 16. März steige ich öfters und dringlicher in meine Mansarde unter dem Dach. Sie ist mein Gegenmodell zur Quarantäne geworden. Denn die Abgeschiedenheit, die ich hier mit Vorfreude und Sehnsucht aufsuche, ist nicht vorläufig. Zudem finde ich hier grenzenlose Freiheit vor; wo durch das kleine Fensterchen im Dach die Lichter der Stadt zu mir eindringen, stumm und selbstredend zugleich, gebe ich auch gern meine eigene Stimme ab – an irgendwelche Rückstände der Zeit, die sich auf der Oberfläche meines Tisches niedergelassen haben und mich ständig an etwas erinnern wollen. Mein kleines Zimmer gleicht einer Art Monade. Manchmal kommt sie mir wie mein eigener Nabel vor. Die freiwillige Abgeschiedenheit gibt mir die Freiheit, die ich brauche, um mich zuhause zu fühlen.

Vor wenigen Tagen lagen ein paar kopierte Blätter in meinem Briefkasten. Eine Freundin hat beim Aufräumen

ihres Bücherregals die Erzählung «Mein Zimmer» von Doris Lessing wiedergefunden. Darin geht es um den Albtraum einer Protagonistin, die gerade dabei ist, sich in einer noch unvertrauten Wohnung einzurichten. Sie geniesst die solitäre Freiheit, bis sie eines Tages beim Nachmittagschlaf von einer alles durchdringenden Kälte heimgesucht wird. Sie muss im Traum noch ein Kind gewesen sein, aber wer war dieses Kind, das durch die Stille des Nachmittags plötzlich den Lärm und die streitenden Stimmen einer längst vergangenen Zeit wieder hört? «Welcher Krieg war es? Er (oder sie) muss sehr klein gewesen sein, da das Zimmer so gross wirkte.»

Das Zurückgeworfensein auf sich selbst wirkt in einer Dimension, die an Krieg erinnern kann. Viel bedeutender scheint mir aber, dass aus dem Inneren des Notstandes immer wieder *starke Augenblicke* herausleuchten, die uns empfänglich und staunen machen wie ein Kind. Wenn wir erst das Verweilen im Augenblick geübt haben, bleibt ein solcher uns auch in der Zeit danach noch erhalten.